

Christina L. Steinmann

## Wilhelm Buschs Wunschtraum von der virtuellen Welt 2013

<https://doi.org/10.25969/mediarep/3891>

Veröffentlichungsversion / published version  
Sammelbandbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Steinmann, Christina L.: Wilhelm Buschs Wunschtraum von der virtuellen Welt. In: Maik Bierwirth, Oliver Leistert, Renate Wieser (Hg.): *Ungeplante Strukturen. Tausch und Zirkulation*. Paderborn: Fink 2013 (Schriftenreihe des Graduiertenkollegs "Automatismen" 2), S. 133–158. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/3891>.

### Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:2-10734>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

### Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 4.0/ License. For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

CHRISTINA LOUISE STEINMANN

## WILHELM BUSCHS WUNSCHTRAUM VON DER VIRTUELLEN WELT

Bevor Glasfaserkabel durch die Weltmeere und Kontinente verlegt wurden, um die materielle Grundlage des Internets zu schaffen, muss eine Idee zur medialen Vernetzung entstanden sein. Technische Realisierung setzt einen gedanklichen Impuls voraus. Deshalb möchte ich in diesem Aufsatz nach einer frühen Idee des Internets, einem Antrieb dieser besonderen Form von Tausch und Zirkulation, suchen.

Im Jahr 1891 verfasste Wilhelm Busch die häufig als rätselhaft oder phantastisch beschriebene Erzählung *Eduards Traum*.<sup>1</sup> Es war sein erstes umfangreiches und *unbebildertes* Prosastück.<sup>2</sup> Ich schlage vor, es als Internetutopie zu lesen. Eine Utopie ist eine nicht verwirklichte Wunschvorstellung, eine Vision, die einen Idealzustand erdenkt.<sup>3</sup> Zur Zeit ihrer Konzeption ist sie aus ideologischen, materiellen, technischen oder kulturellen Gründen noch nicht in die Realität umsetzbar. Deshalb werden Wunschtraum und Utopie umgangssprachlich häufig synonym verwendet. Auch *Eduards Traum* imaginiert einen als perfekt geschilderten Raum, der Assoziationen zum Datenuniversum bietet. Im Folgenden sollen strukturelle, technische und ideelle Ähnlichkeiten aufgezeigt werden.

In einem kurzen Vor- und Nachwort erläutert der Erzähler von *Eduards Traum*, die vorliegende Geschichte sei die Wiedergabe eines Traums seines Freundes Eduard. Berichtet wird dieses Traumerlebnis dann aus Eduards Sicht in der Ich-Form: Im Schlaf verwandelt sich der Durchschnittsbürger Eduard in einen winzigen, denkenden Punkt und verlässt als solcher seinen Körper. Er bereist einen Raum voller neuer Möglichkeiten, Strukturen und Wahrnehmungen, um am Ende zufrieden und erfüllt von den vielen neuen Eindrücken in seinen Körper und seine Heimat zurückzukehren.

---

<sup>1</sup> Wilhelm Busch, *Eduards Traum*, Zürich, 2007. [1891]

<sup>2</sup> Bisherige Analysen haben auf gesellschaftskritische Standpunkte aufmerksam gemacht, wie Erik de Smedt „Ideologiekritik in Wilhelm Buschs ‚Eduards Traum‘“, online unter: <http://users.skynet.be/lit/busch.htm>, zuletzt aufgerufen am 28.11.2009, oder futuristische Ideen zu Mathematik und Physik herausgearbeitet: u. a. Barbara Lotze/Dieter P. Lotze, „Durchweg lebendig. Wilhelm Busch und die Physik“, in: *Wilhelm Busch Jahrbuch 1985*, Hannover, 1986, S. 7-17. Busch selbst erläuterte das Werk nicht.

<sup>3</sup> Vgl.: <http://woerterbuch.babylon.com/Utopie>, zuletzt aufgerufen am 26.11.2009 und Rolf Schwendter, „Utopie. Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff“, online unter: <http://www.nadir.org/nadir/archiv/PolitischeStroemungen/utopie/>, zuletzt aufgerufen am 26.11.2009 sowie Brockhaus Enzyklopädie, „Utopie“, Wiesbaden, Bd. 19, 1974, S. 338-339.

## I. Der Traum als Wunsch

Manche Menschen haben es leider so an sich, daß sie uns gern ihre Träume erzählen, die doch meist nichts weiter sind als die zweifelhaften Belustigungen in der Kinder- und Bedienstube des Gehirns, nachdem der Vater und Hausherr zu Bette gegangen.<sup>4</sup> (*Eduards Traum*)

In Wilhelm Buschs Texten finden sich viele Gedanken und auch Deutungsversuche zum Wünschen und Träumen. Da diese Ansätze Buschs bis 1900 entstanden, lassen sie sich zwar nicht auf Sigmund Freuds *Traumdeutung* und seine Folgeschriften beziehen, ähneln aber erstaunlich häufig den Vorstellungen des Psychoanalytikers vom Seelenapparat.

So beschreibt Freud in seiner Theorie des Wunderblocks, wie sich eine bewusste Wahrnehmung in den Tiefenschichten der Psyche abgelagert. Dieser Speicher, das Unbewusste, ist u. a. Reservoir der Wünsche. Die Zensur des Vorbewussten, die „wie ein Schirm“<sup>5</sup> vor dem ‚bewussten Ich‘ zwischengeschaltet ist, verhindert den direkten Ausbruch der Wünsche, wenn diese mit der Realität aus verschiedenen Gründen nicht in Einklang zu bringen sind. Sie werden im Wachzustand unterdrückt und erst im Traum wieder zurück zum Bewussten als reale, wirkende Vorstellung gesendet. Auf diese Weise stellt sich das Unbewusste im Schlaf verstärkt dar. „Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus“<sup>6</sup>, resümiert Freud und er beschreibt das Traummaterial auch als aus „der Kinderstube“<sup>7</sup> stammend. Das oben angeführte, einleitende Zitat aus *Eduards Traum* entspricht verkürzt dieser Beschreibung des Freudschen Seelenapparats und dessen Traumfunktion. „Denn wenn sich der kritische Wächter zur Ruhe begibt“<sup>8</sup>, schreibt Freud, und somit die zensierende Funktion abgeschwächt ist, kommt das Unbewusste im Traum zur Erscheinung – und ‚bedient‘ das Bewusste – den schlafenden vermeintlichen Hausherrn, mit einem Traum. Auch Wilhelm Busch beschreibt Wünsche als verdrängte Instanz des Seelenlebens: „Wünsche finden keine Rast. Unterdrücker, Unterdrücktes, Jedes Ding hat seine Last.“<sup>9</sup> Die Erfüllung jener drängenden, verborgenen Wünsche und Triebe ermöglicht nach Sigmund Freud, wenn auch durch Verschiebung und Verdichtung codiert, der Traum. Durch die verringerte Kontrollinstanz des Vorbewussten äußert sich das Unbewusste freier. Im Traum können Wünsche ausgelebt werden.

<sup>4</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 5.

<sup>5</sup> Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*, Frankfurt/M., 2005, S. 601. [1900]

<sup>6</sup> Sigmund Freud, „Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse“, in: ders., *Gesammelte Werke. Bd. XII*, Frankfurt/M., 1966, S. 11. [1917]

<sup>7</sup> Freud (2005), *Traumdeutung*, S. 556.

<sup>8</sup> Ebd., S. 557.

<sup>9</sup> Wilhelm Busch, „Zu guter Letzt“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 265-331.

Obwohl Busch, ebenso wie Freud, den Ursprung des Traums im Reich der Vergangenheit ansiedelt<sup>10</sup>, so haben Träume in den Arbeiten Wilhelm Buschs doch eine zukunftsweisende Wirkung. Während Sigmund Freud diesen Effekt ausschließt<sup>11</sup>, bestimmen in Buschs Werken auch Träume den Verlauf der Geschichte und deuten die Zukunft voraus.<sup>12</sup> Dies ist interessant für den Vorschlag, Eduards Traum als Utopie vom Internet zu lesen. Das Verwirklichungsstreben der Wunschträume beschreibt Wilhelm Busch zudem in einem Brief aus dem Jahr 1900, als er den unzerstörbaren Wesenskern eines jeden Menschen bestimmt. Dieser sei „der Wunsch, der Trieb, sich so und so zu gestalten.“<sup>13</sup> Auch Freud erläutert in der zeitgleichen Erscheinung der *Traumdeutung* die dauerhafte Beständigkeit des Unbewussten und später in *Triebe und Triebchicksale* die gestaltende Produktivkraft des Wunsches. Dass *Eduards Traum* auf Wünschen basiert, legen auch die Theorien Sigmund Freuds nahe.

In Buschs Werk finden sich überdies nicht nur Darstellungen zur Ausdruckseite des Wunsches, des Traums, sondern auch Überlegungen zur Ursache von Wünschen: Wilhelm Busch begründet Wünsche als Ausdruck von Mangel. Er verdeutlicht dies mit einem Beispiel aus dem Tierreich und beschreibt das Leben eines Vogels als geprägt durch den Drang zur Reise.<sup>14</sup> Mangel und Wunsch nach Futter, Sicherheit oder einem Partner, sowie der Wunsch nach Wanderschaft seien immer der Grund für den Aufbruch zum Flug.

Ein interessanter Aspekt ist dabei die Verbindung von Begehren und Mangel, ein weiterer der Konnex von Wunsch und Reise. Der Psychoanalytiker Jacques Lacan lehrt, dass ein Mangel auch immer Zeichen eines Begehrens sei. Wünsche resultieren auch nach Busch aus einem Mangel und stehen somit meist in Differenz zur Realität. Die Ausführung über den Vogel endet mit: „Vielleicht ist er glücklich im Schlaf [...] auch Tiere träumen!“<sup>15</sup> Im Schlaf wäre der Vogel demnach in der Lage, einen Traum zu produzieren, der Mangel befriedigt und das Reisebestreben erfüllt. „Ein guter Wunsch hat Flügel // Ob Alpen oder Hügel // Er flattert drüber fort“<sup>16</sup>, schreibt Wilhelm Busch. Wieder findet sich die Verbindung zum Reisen. Der Wunschtraum ermöglicht, sich über Grenzen hinwegzusetzen. Geografie, Mangel, reale Distanzen, Undenkbarkeiten in der Wirklichkeit, alles scheint überwindbar. Da

<sup>10</sup> Wilhelm Busch, „Brief 1515. An Grete Meyer“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 241.

<sup>11</sup> Freud (2005), *Traumdeutung*, S. 607.

<sup>12</sup> Bspw. in Wilhelm Busch, „Bilder zur Jobsiade“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 295-346.

<sup>13</sup> Wilhelm Busch, „Brief 1267. An Grete Meyer“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 163.

<sup>14</sup> Wilhelm Busch, „Brief 322. An Maria Anderson“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 158.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Wilhelm Busch, „Brief 1027. An Nanda Keßler“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 55.

Reisen, nach Busch, also aus einem Mangel resultiert, ist es, mit Lacan gedacht, auch ein Begehren. In *Eduards Traum* bricht der Protagonist mit folgenden Worten auf: „Die Sache hier paßte mir nicht. Ohne Rücksicht auf Frau und Kind beschloß ich, auf Reisen zu gehn.“<sup>17</sup>

Wenn Eduards Traum ein Wunsch ist und seine Reise einen Mangel kompensiert, dann stellt sich die Frage, was die Grundlage dieser Begehren ist. Dafür ist es zunächst notwendig, den Raum zu untersuchen, den Eduard im Schlaf durchstreift.

## II. Welt der Ideen

In einer Höhle, auf seinem Sitze festgebunden, den Rücken nach dem Lichte, das Gesicht nach der Wand gekehrt, saß der unglückliche Mensch, der, nun schon mehr als zehntausendmal wiedergeboren, doch noch immer von den Dingen, welche draußen vorbeipassierten, nichts weiter zu erkennen vermochte als ihre Schatten, die sie vor ihm an die Wand warfen. Als ich vor der Öffnung der Höhle einige Sekunden stillstand, hielt er mich für einen schwarzen Fliegenklecks an seiner Mauer und begrüßte mich als solchen. Mit überlegenem Lächeln verließ ich ihn.<sup>18</sup> (*Eduards Traum*)

Auf seiner Traumreise entdeckt Eduard in seiner Punktform Platons Höhle und betrachtet sie von außen. Er sieht die Szenerie aus der Perspektive der Ideenwelt, welche, nach dem griechischen Philosophen, sonst uneinsehbar ist und uns nur als Abbildung in der Höhle vorliegt.

Platon entwirft jene Metapher, die uns Menschen als gefesselt in der Höhle darstellt, wo wir nur die Schattenbilder der Originalideen wahrnehmen können. Eduard aber bereist nun im Traum die platonische Welt der Ideen. Sein Überlegenheitsgefühl, mit dem er vor der Höhlenöffnung kokettiert, resultiert aus dem Wissen, in diesem Raum Erkenntnisse zu erlangen, die ihm sonst unzugänglich blieben. Diese Definition ruft Assoziationen zum heutigen Internet auf. Auch das Datenuniversum wird unter dem Aspekt des Ideenspeichers diskutiert und was wir von ihm sehen, ist nur die Erscheinung auf dem Computerbildschirm. Eduard beschreibt die ihn umgebenden Subjekte als zirkulierende Ideen. So erfreut er sich bei einem Fest daran, wie die „geliebten kleinen Ideen über den Tanzboden“<sup>19</sup> wirbeln. Mit Sybille Krämer ergänzt: „Strenggenommen gehen wir im computerisierten Netz nur noch mit Ideen und nicht mehr mit Personen um.“<sup>20</sup>

Zunächst soll nur auf die Ähnlichkeit in der Beschreibung und Metaphorik aufmerksam gemacht werden. Um dies deutlich zu sagen, das im Jahr 2010 existierende Internet befindet sich nach Platons Gleichnis nicht außerhalb der

<sup>17</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 9.

<sup>18</sup> Ebd., S. 82.

<sup>19</sup> Ebd., S. 15.

<sup>20</sup> Sybille Krämer, *Medien – Computer – Realität*, Frankfurt/M., 1998, S. 87.

Höhle und die Ideen, die im aktuellen Netz kursieren, sind nicht die, die Platon beschreibt. Eine Qualität, Eduards Erzählung als Internet*utopie* zu beschreiben, besteht aber eben darin, den Traum als der Realität entrückt, als Wunsch und Fiktion zu durchdenken. Der Raum, den Eduard bereist, birgt Wissen, das ihm eigentlich nicht zugänglich ist. Dadurch dass er sich im Schlaf aus der Höhle denkt, betritt er nach Platon die Welt zur Erkenntnis von Ideen.<sup>21</sup> Ein erstes Begehren, das sich in Eduards Traum ausdrückt, scheint der Wunsch nach Aneignung von Wissen zu sein, das außerhalb seines eigenen Erfahrungs- und Wirkungskreises liegt. In diesem Punkt bieten die Ideen und Wissensbestände, die im Internet zugänglich sind, nicht nur auf der Begriffsebene eine Ähnlichkeit mit Eduards Traumwelt. Die Vielfalt an Informationen, die sich online bietet, übersteigt die der subjektiven Empirie. Orte und Subjekte, die Eduard in Wilhelm Buschs Erzählung sofort und mühelos erreicht, liegen, und hier lässt sich eine Brücke zum Internet schlagen, in sonst nicht zu überbrückender Entfernung. „Für viele Internet-User macht [...] die Überwindung der Topographien, in denen wir unsere Alltagsexistenz verorten, das eigentliche Faszinosum aus.“<sup>22</sup> Eduards Traummedium erweitert geistig und geografisch seinen Erfahrungsradius. Es birgt das Versprechen, Grenzen im Handeln und Denken aufzulösen. Ihm sonst Vorenthaltendes wird zugänglich, Eduard kann aktiv agieren und das Geschehen mitgestalten. Zudem eröffnen sich neue Kommunikationsoptionen: Eduard kommuniziert mit Tieren, die symbolisch für Subjekte stehen, mit denen er ohne den Traumraum keine so geartete Austauschmöglichkeit hätte. Mit ihnen in Wechselverkehr zu treten, ermöglicht nur das Medium; gleichsam der heutigen virtuellen Welt, die neue Kommunikationssituationen bietet.

Die Episoden in *Eduards Traum* werden vom Austausch, vom Ideenumlauf strukturiert. Die gesamte Erzählung durchzieht, dass Subjekte Netzwerke bilden. So besucht Eduard auf seiner Reise ein Standesamt, in dem Subjektideen ihre Deckungsgleichheit testen und zur „Kongruenz“ bringen können. Eduards Erzählung erinnert an eine Abhandlung des Germanisten Gilbert Carr. Dieser erdenkt eine ideale kulturelle Vernetzungen mit einem Begriff von Robert Scheu aus dem Jahr 1898: dem „Heiratsbureau der Gedanken“<sup>23</sup>. Der Gewinn dieser Räume für den geistigen Verkehr sei, dass „die Ideen in schnellen Umlauf kamen“<sup>24</sup>. Im Internet wären Chatrooms heute solche Einrichtungen und Orte des Wissensumschlags. Eduards Traumraum ist besonders auch ein Raum des Ideentransfers: in ihm zirkulieren Subjektideen und es werden Ge-

<sup>21</sup> Nach Freud ermöglicht der Schlaf Eduard ebenfalls Zugang zu Informationen, die ihm normalerweise, im Wachzustand, verwehrt blieben.

<sup>22</sup> Peter Matussek, „Without Addresses. Anti-Topologie als Motiv der Netzkunst“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 319-333: 323.

<sup>23</sup> Gilbert Carr, „Ein ‚Heiratsbureau der Gedanken‘“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 197-213: 207.

<sup>24</sup> Ebd., S. 199.

danken ausgetauscht. Josias Ludwig Gosch erkennt bereits 1789, dass das sinnvollste Speichermedium für Ideen die Zirkulation sei.<sup>25</sup> Wissen bleibt demnach dadurch präsent, dass es sich im Umlauf befindet und eben nicht nur, indem es in Büchern niedergelegt wird. Die Aufrechterhaltung von Informationen wäre, aus dieser Perspektive betrachtet, auf frequentierten Internetseiten verlässlich. Der Erzähler kommentiert genau diesen Aspekt ironisch am Ende von *Eduards Traum*. Er entschuldigt sich, diese für das Jahrhundert unpassenden Reisegedanken veröffentlicht zu haben, relativiert das Problem aber gleichzeitig, indem er darauf verweist, dass die Erzählung ja nur in Buchform abgelegt ist:

Ein Buch ist ja keine Drehorgel, womit uns der Invalide unter dem Fenster unerbittlich die Ohren zermartert. Ein Buch ist sogar noch zurückhaltender, als das doch immerhin mit einer gewissen offenen Begehrlichkeit von der Wand herabschauende Bildnis. Ein Buch, wenn es so zugeklappt daliegt, ist ein gebundenes, schlafendes, harmloses Tierchen, welches keinem was zuleide tut. Wer es nicht aufweckt, den gähnt es nicht an; wer ihm die Nase nicht grad zwischen die Kiefern steckt, den beißt's auch nicht.<sup>26</sup>

Er beschreibt das Buch als Verschluss und ruft so abermals die Metapher von Platons Höhle auf. Was nicht offenkundig und präsent ist, wird nicht wahrgenommen. Bedrucktes Papier sei ja „der passendste Stoff, um Schrullen, die sich nun mal nicht unterdrücken lassen, auf das bescheidenste drin einzuwickeln“.<sup>27</sup> Der Reisebericht endet zwischen zwei Buchdeckeln und wird, dem Erzähler zufolge, somit stillgelegt und der Zirkulation und verbreiteten Kenntnisnahme entzogen. Ein Mangel von Eduards Traum scheint sein Trägermedium Buch zu sein. Der Endkommentar ist ein Vergleich zwischen Inhalt und Medium, in dem das Medium sich als unzulänglich erweist. Derrida sagt: „Was es heute zu denken gilt, kann in Form der Zeile oder des Buches nicht niedergeschrieben werden.“<sup>28</sup> Eine Utopie vom Datenuniversum kann nicht angemessen in einem Buch erscheinen, denn die Idee des Internets übersteigt die Leistung eines Buchs. Mediengeschichtlich hiermit vergleichbar wäre die Entwicklung von eingeschlossenen Tokens hin zur operativeren Nutzung von Einkerbungen in Tontafeln.<sup>29</sup>

Wenn das Buch Veränderung und Eingriff verweigert, eröffnet das Internet seinen Raum zur Nutzung. Das schillernde an Hypertexten ist „die Möglichkeit, Strukturen aufzubrechen, die die Konventionen des Buches ausma-

<sup>25</sup> Josias Ludwig Gosch, *Fragmente über den Ideenumlauf*, hg. v. Georg Stanitzek und Hartmut Winkler, Berlin, 2006. [Dän. OA 1789.]

<sup>26</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 91.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Abgedruckt bei Hartmut Winkler, *Docuverse*, Frankfurt/M., 1997, S. 18.

<sup>29</sup> Denise Schmandt-Besserat, *Before Writing. Vol. 1: From Counting to Cuneiform*, Austin, TX, 1992.

chen“.<sup>30</sup> Es scheint ein aus Eduards Traum ablesbarer Wunsch, Einengung zu sprengen und Operativität zu ermöglichen. Realtechnische Umsetzungen eines Mediums, das dieses bietet, erscheinen erst fast achtzig Jahre nach der Veröffentlichung der Erzählung. Eduard phantasiert im Schlaf Internetstrukturen, die noch nicht existieren. Nach Sigmund Freud ist ein Traum, in dem Zahlen vorkommen, zudem eine „Anspielung auf ein nicht [mit bekannten Mitteln] darstellbares Material.“<sup>31</sup>

### III. Welt der Zahlen

Telegraphisch gedankenhaft tat ich einen Seitenwitscher direkt durch die Wand, denn das war mir wie gar nichts, und befand mich sofort in einer freundlichen Gegend, im Gebiete der Zahlen, wo ein hübsches arithmetisches Städtchen lag.<sup>32</sup>

(*Eduards Traum*)

Busch sowie Platon bieten eine weitere Verbindung zwischen Internet und dem Raum, in den Eduard in seiner reduzierten Punktform – als Punkt Eduard – eintritt. Das Ideenuniversum ist bei beiden auch eine Welt der Mathematik, ein Reich der Zahlen. In Eduards erträumter Welt bewegen sich Subjekte und Gegenstände, die durch mathematische Elemente repräsentiert werden. Sie erscheinen dem Protagonisten als Zahlen oder geometrische Figuren. Ähnlich den Internetsurfern, die online mit ihren IP-Adressen durch Zahlen repräsentiert werden. „Ich begab mich auf den Markt, wo die benannten Zahlen ihr geschäftliches Wesen treiben.“<sup>33</sup> Eduard erlebt einen Handelsplatz, auf dem die Waren wie lebendig zirkulieren, indem sie als Zahlen zwischen den Ständen umherlaufen. Auch Produkte, die im Internet zum Verkauf präsentiert werden, sind dort als Zahlencodes abgelegt. Betrachtet der Kaufinteressierte bei eBay einen Gartenstuhl, besteht dieses Bild aus Daten, die aus Einheiten von Zahlenwerten, als Kette von Einsen und Nullen, zusammengesetzt sind. Die Prozessoren in Computern arbeiten mit einer binären Codierung, die letztlich Grundlage eines funktionierenden Internets ist. Alle Daten werden so digital.

Nicht nur die Darstellung der Dinge, auch der Raum, in dem Eduard agiert, erscheint aus heutiger Sicht computerisiert. Zum einen basiert er auf Zahlen: Mathematik bildet die Ordnungsstruktur. So endet zum Beispiel die Beschreibung eines Vergehens mit: „Subtraktion war die gerichtliche Folge.“<sup>34</sup> Zum anderen ermöglicht der Raum Sprünge zwischen den Dimensionen. So kann sich Eduard im 2-D-Reich aufhalten oder in die Vierdimensionalität wechseln.

<sup>30</sup> Ruth Nestvold, „Das Ende des Buches. Hypertext und seine Auswirkungen auf die Literatur“, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996, S. 14-30: 20.

<sup>31</sup> Freud (2005), *Traumdeutung*, S. 415. [Erg. C. L. S.]

<sup>32</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 9.

<sup>33</sup> Ebd., S. 10.

<sup>34</sup> Ebd., S. 13.



Die Traumwelt bietet ihm unendlich viele Ebenen. „*Eduards Traum* ist eine Reise durch verschiedene Dimensionen“<sup>35</sup>, schreibt Eckhard Siepmann. Dadurch führe Busch seine Leser über eine Grenze, diese könne „bezeichnet werden als die Grenze des mechanistischen Weltbildes“<sup>36</sup>. Nach dem Vorangegangenen ließe sich sagen, dieser neue Raum, den Eduard entdeckt, ist die Idee einer digitalen Welt. Das Internet ist ein n-dimensionaler Raum. Computer können problemlos jede Dimension errechnen und mit ihr arbeiten. Avatare lassen sich, so wie Eduard in Punktversion, durch alle Dimensionen bewegen. Eduards utopische Reise wäre demzufolge im Datenuniversum umsetzbar. Die Traumgedanken haben also einen digitalen Raum präformiert, in dem Subjekte als codierte Datensätze erscheinen. Mathematik ist die Basis von Eduards Traumwelt und des aktuellen Datenuniversums.

Der Abstraktionsgrad von Eduards mathematischer Erfassung bleibt allerdings hinter der des heutigen Internets zurück. Während die Computer nur mit zwei Zuständen, an oder aus, Null oder Eins arbeiten, erfährt in Eduards Traum jedes Ding und jedes Subjekt eine persönliche Codierung. Subjekte werden zwar mathematisch erfasst, dennoch bleiben kulturelle Bedeutungen haften und folglich wiederum lesbar. So werden Soldaten bspw. mathematisch als „überwiegende Größe“<sup>37</sup> bezeichnet.

In Eduards Traum behalten Dinge und Subjekte Individualität, werden aber gleichzeitig mathematisch abstrahiert. Die Beschreibungen erscheinen wie ein Zwischenschritt oder ein Brückenschlag hin zu einer auf Algorithmen basierten Technik. Die Abstraktion in Eduards Traumdenken mündet in die Utopie einer Technik, die ebenfalls auf Abstraktion und Reduktion basiert. Jedoch ist die Codierung, mit der Computer und folglich das Internet arbeiten, eine wesentlich formalisiertere oder universellere als die, die Eduard erträumt. Digitale Daten stehen sozusagen auf einer höheren Abstraktionsstufe, sie sind dem Erfahrungsraum noch entrückter als Eduards mathematische Subjekte.<sup>38</sup> Der Text bietet eigentlich *drei* Abstraktionsebenen. Einmal die des abstrakten Denkens, die einen Zugang zur Welt der Ideen erst ermöglicht<sup>39</sup>, dann die der ‚schwachen‘ mathematischen Codierung und letztlich, als Utopie gelesen, den Ausblick auf formalisierte Computerprozesse. Wilhelm Buschs Traumgeschichte führt dem Leser eine Art *historischen Prozess der Formalisierung und Normierung* vor.

<sup>35</sup> Eckhard Siepmann, „Busch und sein Held Eduard an den Grenzen der mechanistischen Welt“, in: Hans Joachim Neyer/Hans Ries/Eckhard Siepmann, *Pessimist mit Schmetterling. Wilhelm Busch. Maler, Zeichner, Dichter, Denker*, Hannover, 2007a, S. 128-135: 128.

<sup>36</sup> Ebd., S. 129.

<sup>37</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 12.

<sup>38</sup> In Eduards Traum bleiben sie kulturell subjektiv codiert und haben ihre Referenz in der Welt der Ideen. Mathematische Abstraktion versteht sich hier (noch) nicht als selbstreferenzielle Ordnungsstruktur.

<sup>39</sup> Vgl. Platon, *Der Staat. (Politeia)*, hg. v. Karl Vretska, Stuttgart, 2006. [Gr. OA um 370 v. Chr.]

Die Wahrheitsfindung, die Platon mit dem Instrument „Arithmetik“ in Aussicht stellt, ist ein an den heutigen Computer gebundener Wunsch. Wenn Ingenieur- oder Naturwissenschaften Versuche digital berechnen, dann zeigt sich darin das Vertrauen, dass Zahlen objektiv und eben wahr seien. So wie auch Platon sie beschreibt: als Weg zur reinen, unverstellten Erkenntnis. Computerrisierte Datenerstellung scheint Subjektives auslöschen und Probleme, vom Persönlichen oder Kulturellen unbeeinflusst, fassbar machen zu wollen.

Der entscheidende Anlass und Beweggrund, Algorithmen bzw. Programme zu schreiben, ist die Verknappung. Nicht mit Dingen selbst soll operiert werden, sondern mit ihrer, auf Grundlegendes reduzierten, Struktur. Rein und entschlackt erscheinen die Programme und Codierungen, die ‚Basisapparaturen‘ des Internets: „Computer [...] bieten Form [...] unter Verzicht auf das ‚Fleisch‘.“<sup>40</sup>

#### IV. Körperformierung

Vor meinem inneren Auge, wie auf einem gewimmelten Tapetengrunde, stand das Bild der Flamme, die ich soeben gelöscht hatte. Ich betrachtete sie fest und aufmerksam. Und nun, ich weiß nicht wie, passierte mir etwas Sonderbares. Mein Geist, meine Seele, oder wie man's nennen will, kurz, so ungefähr alles, was ich im Kopfe hatte, fing an, sich zusammenzuziehen. Mein intellektuelles Ich wurde kleiner und kleiner. [...] Ich war zum Punkt geworden. Im selben Moment erfaßte mich's, wie das geräuschvolle Sausen des Windes. Ich wurde hinausgewirbelt. Als ich mich umdrehte, sah ich in meine eigenen Naslöcher.<sup>41</sup>

(*Eduards Traum*)

Der Zugang zur Welt der Ideen gelingt Eduard durch das Verlassen seines Körpers, seiner leiblichen Hülle, die ihn beschränkt wie die Höhle in Platons Gleichnis. So beschreibt er die Situation seines Einschlafens vergleichbar mit der Szenerie in Platons unterirdischem ‚Gefängnis‘. Der Schlaf lähmt seine Motilität, gebannt betrachtet Eduard vor sich den Schatten. Er ist ausschließlich fokussiert auf die Projektionsfläche des Kerzenabbildes. Dann verlässt er als Punkt seine körperliche Gefangenschaft und kann sich ungebunden, seinen Wünschen folgend, bewegen.

Der Mensch trägt laut Platon in seiner Seele die originalen Urbilder der Ideen. Erkenntnis hieße demnach, sich wieder bewusst an diese zu erinnern. Platon beschreibt den Körper als zu überwindendes Übel, der den reinen Blick auf das in den Seelen verborgene Wissen versperre. Eduard entbindet sich im Traum nicht nur seiner ihn beschränkenden Körpergrenzen, sondern ermöglicht sich dadurch auch ein Eindringen in einen neuen Erfahrungs- und Wissensraum. Busch benutzt das Bild der Welt der Ideen für einen Raum, der zwar in Abstand zu unserer Realität steht, den er aber betreten kann, obwohl

<sup>40</sup> Hartmut Winkler, *Diskursökonomie*, Frankfurt/M., 2004, S. 153.

<sup>41</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 6 f.

ihm nach Platon der Zugang eigentlich versperrt wäre. *Eduards Traum* stellt hier aber eine sehr demokratische und offene Eintrittsmöglichkeit in einen parallel zu unserer Wahrnehmungswelt existierenden Raum vor. Dieser entspricht unter dem Aspekt des Zugangs<sup>42</sup> nicht Platons Beschreibung, sondern aus heutiger Sicht vielleicht eher einem Cyberspace. Die folgenden Aspekte beziehen sich zur Veranschaulichung auf dreidimensionale Internetwelten.

Der Eigentransport Eduards in seinen Traumraum wird nur möglich durch eine Loslösung: *Die Reise und die Informationsübertragung sind nicht mehr an den eigenen Körper gebunden*. Wieder führt der Text dem Leser einen mediengeschichtlichen Wendepunkt vor. Im römischen Imperium war die Botschaft noch an Boten gebunden – Mensch und Nachricht reisten mit derselben Geschwindigkeit. Für diesen Transport wurden Wege und Straßen errichtet, so dass Kommunikationswege in Landschaften sichtbar wurden. Die Telegraphie, wie auch Wilhelm Busch sie erlebt, schafft nun die Möglichkeit zur Loslösung des Körpers vom Nachrichtenaustausch. „Der Telegraph kennt bei der Geschwindigkeit des Lichtstrahls keine Hindernisse, keine Auffangungen seiner körperlosen, ungeschriebenen, doch leserlichen [Briefe]“.<sup>43</sup> Die Übermittlung von Nachrichten kann nun subjektunabhängig und papierfrei erfolgen. Das mediale Transportsystem, das Eduards Traum vorstellt, geht allerdings über diesen, 1891 aktuellen Stand, weit hinaus. Neu ist, dass Eduard den Raum, in dem Informationen übertragen werden, auch ohne Körper subjektiv erfährt. Er kann mit telegraphischer und körperballastloser Geschwindigkeit reisen, aber gleichzeitig die Übertragungswelt, den Raum des Informationsflusses selbst, erleben. Eduards Traumgebiet ermöglicht ein freies Flanieren durch die Welt und er beschreibt es euphorisch. Alles erscheint ihm gleich nah und er ist sofort dort, wo er sich wünscht zu sein. Wie im Internet ist jeder Webpace ‚nur einen Klick‘ entfernt. Eduard imaginiert eine Welt, die nicht nur schnelle Übertragung ermöglicht, sondern in der er als Punkt auch existieren kann. Es ist ein Reich, in dem er verweilt und das ihm dialogische Kommunikation und subjektive Immersion erlaubt. Ansatzweise vergleichbar erlebt er ein persönlich gestaltetes *Web 2.0*, wie es zum Beispiel *MySpace* bietet. Zeitweilig an einem mitformbaren räumlichen System teilzunehmen, das als soziales Netzwerk dient, ist ein aus Eduards Traum ablesbarer Wunsch. Grenzen dieser subjektiven Einschreibung werden unter dem Aspekt der Interaktivität noch erläutert.

Eduards Bericht seines traumhaften ‚*Second Life*‘ wird immer wieder unterbrochen durch eine Stimme, die ihn ermahnt, nicht so zu schnarchen. Diese Stimme dringt aus Eduards Schlafzimmer in seinen utopischen Reise-

<sup>42</sup> Nach Jeremy Rifkin ist „Zugang“ der Schlüsselbegriff und die Metapher des digitalen Zeitalters. Ders., *Access. Das Verschwinden des Eigentums*, Frankfurt/M., 2002, S. 25. [Amer. OA 2000.]

<sup>43</sup> Frank Haase, „Stern und Netz. Anmerkungen zur Geschichte der Telegraphie im 19. Jahrhundert“, in: Jochen Hörisch/Michael Wetzel (Hg.), *Armatoren der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München, 1990, S. 43-62: 43. [Erg. C. L. S.]

raum ein. Der Raum seiner körperlichen Realität und seine Traumwelt existieren also gleichsam parallel. Eduard besitzt sozusagen zwei Körper und hält sich zeitgleich in zwei Systemen auf. Er kann beide subjektiv erfahren. Wie auch das häufig als „zweite Natur“<sup>44</sup> bezeichnete Internet, ist Eduards Reiseraum ein Netz, das parallel zum Gesellschaftsraum besteht. Das Dispositiv der Traumwelt ist ein Netz im Netz, da Eduards Körper in das soziale, reale Netzwerk eingebunden bleibt. Gedanklich kann Punkt Eduard zwischen den Systemen hin- und herschalten. Es ist ein Fort-da-Spiel mit dem Körper und stellt einen Gewöhnungsprozess dar. Vielleicht, wie unter dem Aspekt der Abstraktion bereits erläutert, zeigt *Eduards Traum* auch hier eine mediale Entwicklung: Ablesbar wird eine Ausprägung von Medienkompetenz und Verständnisbildung für die Ebene des Symbolischen. Das bedeutet Wissen um die Fiktion bei gleichzeitigem Genuss und Annahme des realen Eindrucks. So erlernen User ihren Avatar in der Spielsituation als ‚Ich‘ zu fühlen. Eduard sagt, er *sei* der Punkt. Diese Immersion ist zentrale Grundlage für Engagement und Spielvergnügen. Ein Medium wie das Internet funktioniert nur dank der Aktivität und dem Willen des Benutzers, sich einzulassen.<sup>45</sup> Eduard führt dies vor. Sein Traum, mit Freud als Wunscherfüllung gelesen, lässt sich an ein Zitat Florian Rötzers anschließen, der über virtuelle Existenzen schreibt. Nicht nur die Überwindung des Körpers sei es, eher die „schillernde Uneindeutigkeit [zu fühlen] wie es ist, ein anderer und *zugleich* man selber, *hier und dort*, verankert in einem materiellen Körper zu sein und gleichzeitig einen virtuellen Leib zu beleben.“<sup>46</sup>

Eduard läuft nie Gefahr, diese zwei Welten zu verwechseln und betont sogar sein Wissen um die Trennung. Paradoxerweise wirkt der Traum wach, bewusst und phantastisch, wunschgeleitet zugleich. Er genießt die Illusion, die ihm die Traumproduktion bietet. Eduard wird nicht ihr ‚Opfer‘, er weiß um die Irrealität. Es existiert real ein soziales Netz, in dem er überwacht und kontrolliert wird: „Eduard, schnarche nicht so!“<sup>47</sup> Gleichzeitig gibt es den Traumraum, in dem er tun und lassen kann, was er möchte. Die Pointe ist hier das folgenlose Agieren. Aktuelle Internettheorien betonen ähnlich den fiktiven Charakter, die Möglichkeit des Probehandelns im Netz. Symbolische Operationen können Dinge austesten, ohne Auswirkungen im Tatsächlichen zu ha-

<sup>44</sup> U. a. Wolfgang Coy, „Aus der Vorgeschichte des Mediums Computer“, in: Norbert Bolz/Friedrich A. Kittler/Christoph Tholen (Hg.), *Computer als Medium*, München, 1994. S. 19-37: 29.

<sup>45</sup> Dass ein Medienkonsument ‚getäuscht‘ werden möchte und an das Wissen um die Illusion, immer ein „Wie auch immer“ anschließt, beschreibt Jean-Louis Comolli in: „Maschinen des Sichtbaren“, in: Robert F. Riesinger (Hg.), *Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte*, Münster, 2003, S. 63-81: 79.

<sup>46</sup> Florian Rötzer, „Vom zweiten und dritten Körper, oder: Wie wäre es, eine Fledermaus zu sein oder einen Fernling zu bewohnen?“, in: Sybille Krämer (Hg.), *Medien – Computer – Realität*, Frankfurt/M., 1998, S. 162. [Herv. und Erg. C. L. S.]

<sup>47</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 46.

ben. Ihr Reiz liegt darin, von realen Konsequenzen entkoppelt zu sein.<sup>48</sup> Eduard betont, die Handlung seiner Erzählung sei ein Traum und entzieht sich so jeder Aufforderung zur Referenz. Auch wenn Eduard sein Verhalten mitunter (scheinbar eher aus wacher, rückblickender Sicht) tadelnd resümiert, gefällt er sich zugleich sehr in seiner unbeschwerten und unbelangbaren Rolle, die er in seinem Traum auslebt. Bei jedem Realitätseinbruch durch die Ermahnung nicht zu schnarchen, entscheidet Eduard, sich lieber weiter auf seinen Traumraum zu konzentrieren. Er bleibt Punkt und existiert dort makellos ohne seinen Körper.

In Eduards utopischem Internetraum selbst ist sein realer Körper unbedeutend. Der Protagonist kann in eine Welt vordringen, die getrennt ist vom fleischlichen Ballast. Eduard kann sein ‚intellektuelles Ich‘ gleichsam auslagern und bewegt sich frei und unbeschwert. Vielleicht ist dies ein unbewusster Wunsch, der das Medium Internet *mit*produzierte und weiter verändern wird. Hartmut Böhme schreibt:

Es geht also darum, ein Medium des Eros und des Vergnügens zu kreieren, bei dem die Interfaces zwischen Körper und Cyberspace so eingerichtet sind, daß sie für alle Sensationen durchlässig sind, zugleich aber alle biographischen Identitäten, alle moralischen und hygienisch-medizinischen Risiken, alle fleischlichen Schabigkeiten und charakterlichen Erbärmlichkeiten herausfiltern. [...] Hier also geht es um moralische und psychische Entlastung von Referenz bei gleichzeitiger Steigerung der medialen Sensorik. [...] Das Gehirn mit einem multisensorisch perfektionierten Cyberspace verkoppelt, wäre das größte denkbare erotische Organ. So gesehen wäre der Cyber-Leib die Vollendung unserer Kultur.<sup>49</sup>

Eduard erträumt sich einen abstrakten Körper und erschließt sich dadurch eine entfernte Welt. Der fleischliche Leib weilt gemütlich zu Hause und befindet sich außerhalb jeder Gefahr, die das Betreten eines unbekanntes Raums real mitunter birgt.<sup>50</sup> Währenddessen konzentriert und fokussiert sich die Wahrnehmung Eduards auf ein ‚Außen‘. Er genießt den Luxus, sich realkörperlich unbewegt trotzdem auf Reisen zu begeben. Eine Erfahrung, die Nutzer des Internets kennen. Das Datennetz erscheint ihnen als „unendlich weit ausgedehnte und unendlich komplexe Struktur [...], die den gesamten Globus umspannt und einer massefrei-leichten Erschließungsbewegung sich anbietet. [...] Die Vernetzung der Rechner hat tatsächlich eine ‚Welt‘ eröffnet.“<sup>51</sup>

Die Möglichkeit in diese ‚Welt‘, genau wie Eduard, einzutreten, bietet das Datenuniversum noch nicht. Das umgangssprachliche ‚im Internet *surfen*‘, drückt allerdings den Wunsch nach leiblicher Anwesenheit im Netz aus. Sur-

<sup>48</sup> Vgl. Winkler (1997), *Docuverse*, S. 199.

<sup>49</sup> Hartmut Böhme, „Enträumlichung und Entkörperlichung im Cyberspace und ihre historischen Vorläufer“, online unter: <http://www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/entraeuuml.html>, zuletzt aufgerufen am 28.11.2009.

<sup>50</sup> So kann Punkt Eduard in Anlehnung an Homers *Odyssee*, den antiken Sirenen lauschen, ohne dass sie seinen *Körper* anlocken und ermorden könnten.

<sup>51</sup> Winkler (1997), *Docuverse*, S. 54.

fen ist eine der intensivsten körperlichen Erfahrungen, bei dem der Wellenreiter das Gefühl hat, für den Moment des Aufenthalts im Wasser, mit dem ihm umgebenden Medium zu verschmelzen. Aktuelle Avatars haben einen Nachteil, „man selbst bleibt [...] außerhalb des Körpers, schlüpft nicht in ihn und damit in die virtuelle Welt hinein. Deswegen werden Avatars nur eine Zwischenlösung auf dem Weg zu einem virtuellen Körper – und möglicherweise irgendwann zu einem Upload in einem anderen Träger als dem Leib – sein.“<sup>52</sup> *Eduards Traum* scheint unter diesem Aspekt betrachtet eine Utopie, nicht der gegenwärtigen, sondern einer zukünftigen Internetwelt zu sein. Eduard figuriert die Idee eines noch nicht existenten virtuellen (und idealen) Körpermodells. Andererseits tritt er, wegen seiner dem Bit ähnelnden Punktform, durchaus als ein aktueller Standard in Erscheinung.

## V. Reduktion und Codierung

Ich war nicht bloß ein Punkt, ich war ein denkender Punkt. Und rührig war ich auch. Nicht nur eins und zwei war ich, sondern ich war dort gewesen und jetzt war ich hier. Meinen Bedarf an Raum und Zeit also macht ich selber, ganz en passant, gewissermaßen als Nebenprodukt. [...] Obwohl ich nun, wie erwähnt, infolge der traumhaften Isolierung meines Innern alle fünf Sinne, man möchte fast sagen, zu Hause gelassen, kam es mir doch vor, als bemerkte ich alles um mich her mit mehr als gewöhnlicher Deutlichkeit [...]. Es war eine Merkfähigkeit ohne viel Drum und Dran, was vielleicht manchem nicht einleuchtet. Die Sache ist aber sehr einfach. Man muß nur noch mehr darüber nachdenken. Um mal zu prüfen, ob ich überhaupt noch reflexfähig, flog ich vor den Spiegel. Richtig! Da war ich! Ein feines Zappermentskerlchen von mikroskopischer Niedlichkeit!<sup>53</sup> (*Eduards Traum*)

Seine Traumwelt durchreist Eduard als nulldimensionaler Punkt. Diese Körperutopie ist für das ausgehende 19. Jahrhundert ungewöhnlich. Fiktive Romane der Zeit, wie Herbert George Wells *Der Krieg der Welten*, entwerfen technisierte Körper, die rückblickend als Cyborgs bezeichnet werden können. Es sind Menschmaschinen mit enormen Kräften, die Kriegs- oder Arbeitssidiale figurieren. Dabei werden die Hände oft überbetont.<sup>54</sup> Eben dieses Organ, das Arbeit quasi verkörpert, verschwindet in Eduards Miniaturisierung. Eine Erklärung wäre, dass *Eduards Traum* eine Medienutopie auf Basis des jetzigen Computers entwirft, der dem Menschen heute Arbeit abnimmt oder durch Automatisierung zumindest vereinfacht. Eine andere wäre, dass Eduard seinen Körper mit anderen Zielen, von schierer Masse und Kraft abweichenden Wünschen, strukturiert.

<sup>52</sup> Rötzer (1998), Vom zweiten und dritten Körper, S. 168.

<sup>53</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 7 f.

<sup>54</sup> Vgl., Dierk Spreen, *Cyborgs und andere Techno-Körper. Ein Essay im Grenzbereich von Bios und Techné*, Passau, 2000, S. 7 ff. [1998]

Eduard hat als Punkt unendliche Möglichkeiten. Da seine Ausdehnung mathematisch gleich null ist, gibt es für ihn keine räumlichen Grenzen. Sogar Wände sind für ihn kein Hindernis. Als Punkt durchdringt er sie. „Ich war dort gewesen und jetzt war ich hier. Meinen Bedarf an Raum und Zeit also macht ich selber, ganz en passant, gewissermaßen als Nebenprodukt.“<sup>55</sup> Erst die Reduktion ermöglicht Eduard diese phantastische Übertragungsfähigkeit. „Der Transport selbst, so könnte man sagen, setzt sein Gesetz durch und zehrt die Substanz der Signifikanten [und hier auch des Übertragungsnetzes selbst] Schritt für Schritt auf; Übertragung und Transport schreiben sich in die Zeichen zurück und magern sie ab“.<sup>56</sup> Subjekt Eduard wird als Punkt selbst Zeichen der Zirkulation, der Akt der Übertragung erfordert seine Körperformierung. Für die „Mediensphäre [sind] Masse und Schwerkraft“<sup>57</sup> hinderlich und abzutrennen.

In seinem Traumreich besucht Eduard ein Museum und amüsiert sich darüber, wie viel Zeit und Arbeit dort in die Restauration von großen dreidimensionalen Kunstwerken gesteckt wird. Nicht nur Umlauf, auch Bewahrung von digitalen Daten erscheinen heute hingegen ungleich leichter. Eduard beschreibt seinen eigenen Vorteil gegenüber den an Material haftenden Punkten: „Behäbig [waren diese] gemachten [Punkte] in Tusche und Tinte. Sie saßen still und versimpelt auf ihren Reißbrettern an der Wand herum und freuten sich, daß sie überhaupt da waren.“<sup>58</sup> Die Eigenschaften des Cyberspaces und die von Eduards Körper sind hingegen gleichsam Schnelligkeit, Ortsunabhängigkeit und unverzögerte Wahrnehmung eines großen Raums. Es sind die Besonderheiten des Internets und die von Eduards Traumraum, dass alles gleich nah, gleich präsent ist, dass Abwesendes anwesend wird und natürliche Zeit- und Raumentfernungen überbrückt und nichtig werden. Eduards Traumnetzwerk ist dabei die konsequente Fortführung materieller Entschlackung: ein vollständig immaterielles Dispositiv. „Man kann die Mediengeschichte insgesamt als den Prozess einer zunehmenden Immaterialisierung betrachten.“<sup>59</sup> In *Eduards Traum* fließt hier eine zeitgenössisch moderne Entwicklung ein: die Produktion von Netzwerken. Die Vernetzung generell gilt als „ein Merkmal des Jahrhunderts“.<sup>60</sup> Deren Kennzeichen ist demnach eine fortschreitende Immaterialisierung. Während Ströme des „18. Jahrhunderts noch materieller Art

<sup>55</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 9.

<sup>56</sup> Hartmut Winkler, „Tauschen, Austauschen, Kommunizieren. Netzbildung in Ökonomie und Medien“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 309-318: 313. [Erg. C. L. S.]

<sup>57</sup> Ebd.

<sup>58</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 16. [Erg. C. L. S.]

<sup>59</sup> Winkler (2004), Tauschen, Austauschen, Kommunizieren, S. 312.

<sup>60</sup> Hugh Ridley, „Liliencron und Bellow. Der literarische Zugang zum Netz um 1900 und 2000“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 239-250: 241.

sind [...], so zeichnet sich für die Zeit um 1900 eine Verschiebung ab“.<sup>61</sup> Progressiv zeigt sich eine „Entstofflichung der Materie“<sup>62</sup>, Informationen können so nun „zirkulieren – jenseits jeder Bindung an ein substanziiertes Subjekt“<sup>63</sup>. Dies ermöglicht einen wesentlich leichteren Kontextwechsel. Digitale Verschickung und der Raum des Internets fordern massedreies Material. „Das Netz ist als konstitutive Bedingung von Identität zugleich das Spielfeld ihrer Entfaltung.“<sup>64</sup> Der Übertragungsraum formt Zeichen und die Zeichen formen sich für ihn. Eduard strukturiert sein Ich für das System, in dem er zirkuliert. Auch das Bit, als computerisierte Informationsbasis, ist ein Punkt. Eduards nulldimensionaler Körper ist Voraussetzung für den Eintritt in sein weltweites Netz, in dem er Reisewünsche entfalten kann.

Eduard wird Bit, weil die Punktform ihm als die ideale erscheint. Das diesem Kapitel vorangestellte Zitat, mit Jacques Lacan gelesen, verstärkt diesen Eindruck. Punkt Eduard betrachtet sich im Spiegel und sieht sein Ideal-Ich. Lacan beschreibt, wie ein Spiegelbild die Körperwahrnehmung grundlegend strukturiert, denn dieses generiert für ein Kleinkind die präjudizierende Ganzheitserfahrung: Der eigene Leib wird erstmals als *ein* System begriffen. Das Subjekt empfindet diese frühkindliche Erkenntnis, nach Lacan, als einen intensiven und idealen Moment. Dies sei eine exemplarische Situation in „der das Ich in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt.“<sup>65</sup> Eduard findet als Erwachsener im Punkt sein neues Ideal, ein *Ideal-Ich 2.0*. Die emphatische Betrachtung im Spiegel stellt sein ursprüngliches Erlebnis nach, bei dem sein Ich sich bildete. Sigmund Freud beschreibt den Wunsch nach Reproduktion idealer Momente als des Menschen größtes Begehren.<sup>66</sup> Eduards Körper ist als Punkt noch einmal eine perfekt kompakte, verschmolzene und geschlossene Form. Er ist minimierte Vollständigkeit. Das Kleinkind, das motorisch noch unfähig ist, sich nach seinem Willen zu bewegen, kann dank der Erfassung seiner Körperform im Spiegel auch leibliche Koordination testen und seine Bewegungen überprüfen. Die eigene Wahrnehmung des Körpers als lähmende Gefangenschaft wird aufgelockert. Eduard als Punkt überbietet nun dieses Spiegelstadium, indem er seinen Körper verlässt und sich absolut ohne motorische Schranken bewegt. Er kann aus dem Rahmen des Spiegels hinausfliegen und ein neues, scheinbar grenzenloses Medium betreten. Auch dieses Medium strukturiert ihn, denn die Voraussetzung zur freien Zirkulation ist, wie beschrieben, die Reduktion. Diese Formung wird, wie im Spiegelstadium,

<sup>61</sup> Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou, „Vorwort“, in: dies. (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 9.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Stefan Münker, „Ich als Netzeffekt. Zur Konstitution von Identität als Prozess virtueller Selbsterschließung“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 335-349: 346.

<sup>65</sup> Jacques Lacan, „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“, in: ders., *Schriften. Band 1*, Olten, 1973, S. 62. [Frz. OA 1949.]

<sup>66</sup> Vgl. Sigmund Freud, *Triebe und Triebchicksale*, Frankfurt/M., 1975. [1915]



nicht erzwungen, sondern erwünscht. Wenn nach Lacan das Subjekt sein außerhalb des Körpers liegendes Spiegelabbild als Ich und als Ideal erfährt, erlebt Punkt Eduard so abermals ein ideales Außer-Körper-Erlebnis. Zudem zeigt der Moment den Willen und die Freude, den neuen Körper als den eigenen anzunehmen, sich in ihn zu projizieren.<sup>67</sup>

Nach Florian Rötzer sei es eine Aufgabe von Medienutopien, „einen idealen Körper zu konstruieren, dem wir nun andauernd in den Bildschirmen begegnen und in den Spiegeln sehen wollen.“<sup>68</sup> *Eduards Punktform kann demnach als verdichteter Wunsch verstanden werden*: Als Punkt ist Eduard der minimalste und zugleich avancierteste, medialste und modernste aller Körper in seinem Traumsystem, vergleichbar mit dem Bit im elektronischen Datenverkehr. Punkt Eduard ist kompakter und folglich transportabler als z. B. die geometrischen Figuren. Auch Vilém Flusser beschreibt den nulldimensionalen Punktkörper als Ideal im Zeitalter des Datenuniversums.<sup>69</sup>

Dass er seinen „endlichen, fleischlichen, nassen, schmutzigen, fragilen, bedürftigen und schmerzenden Leib“<sup>70</sup> für diese Reise zurücklässt, ist auch eine Utopie der Beschleunigung. 1850 fand der Physiologe Hermann von Helmholtz heraus, dass Sinneswahrnehmungen über den Körper als Leiter in das Gehirn laufen. Dieses Ergebnis „zerstörte den Glauben an [...] Unmittelbarkeit“<sup>71</sup> und führte „die Zeitfunktion als Konstante in die Verbindung Mensch und Welt [ein]“<sup>72</sup>. Es dauert, bis äußere Reize über die Nervenbahnen zum zentralen Wahrnehmungsapparat vorgedrungen sind. Punkt Eduard besitzt nun einen Körper, der sich zu einer direkten ‚Informationsempfangsstation‘ formiert hat. So ermöglicht er sich schnellere und unverzögerte Wahrnehmung. Im einleitenden Zitat betont Eduard seine gesteigerte Merkfähigkeit und die enorme Deutlichkeit, mit der er alles ihn Umgebende plötzlich erfassen kann. Er spürt unmittelbar; seine Wahrnehmungsgeschwindigkeit ist erhöht. Diese Beschleunigung ist Folge einer Reduktion von Körperlast und wieder zeigt sich die Utopie einer Internettechnik.

Informationen und Daten selbst sind allerdings immer angewiesen auf Wirkliches, worauf sie verweisen. Symbolische, immaterielle Informationen bleiben immer auf Tatsächliches bezogen. Eduard ist bestes Beispiel dafür, dass Zeichen ihre Referenz in der Realität haben und sich auf ihrer Grundlage

<sup>67</sup> Immersion ist, wie auch im vorangegangenen Kapitel beschrieben, immer bedingt durch Wunsch und Mitarbeit der Subjekte.

<sup>68</sup> Rötzer (1998), *Vom zweiten und dritten Körper*, S. 152-168: 167.

<sup>69</sup> Vilém Flusser, *Ins Universum der technischen Bilder*, Göttingen, 1990, S. 10 und 115. [1985]

<sup>70</sup> Rötzer (1998), *Vom zweiten und dritten Körper*, S. 163.

<sup>71</sup> Frank Haase: „Die Beschleunigung des Nachrichtenflusses. Telegrafie, Funk, Fernsehen“, in: Georg Christoph Tholen/Martin Scholl/Martin Heller (Hg.), *Zeitreise. Bilder, Maschinen, Strategien, Rätsel*, Zürich, 1993, S. 161-169.

<sup>72</sup> Ebd. [Erg. C. L. S.]

erst ausbilden. Er ist zugleich Punkt im Traum und Körper in der Wirklichkeit.<sup>73</sup>

Das Material ‚Körper‘ ist so auch zunächst unabdingbar. Denn Datenerzeugung findet im Internet, wie im utopischen Traumraum, auf materieller Basis statt. Aus Eduards Körper formt sich der Punkt heraus und wird dadurch zirkulationstauglich, so wie Hardware erst ein Bit erstellen muss. Eduard reduziert sich, bis er Datenpaket wird. Er geht als Punkt codiert auf Reise. Für die spätere Rückkehr in seinen Körper wird er sich wieder entpacken, decodieren und materialisieren. Diese Vorgänge laufen, wie im Computer, automatisch. Eduards Wünsche geben nur die Befehle zur Ausführung. Körperliche Hardware ist Grundlage und Ausgangspunkt seiner Existenz. Gleichfalls ist sie ihr Ankunftsziel, und Eduard kann Informationen aus dem Traumnetz wieder in die reale Welt zurückladen. Die Erlebnisse in seinem Traumreich behauptet Eduard, so detailliert gespeichert zu haben, dass er sie vollständig in die Realität übertragen könne. Ein eigentlich unmöglicher Vorgang, da Träume bruchstückhaft schon schwer erinnerbar sind. Sie linear wiederzugeben, ist menschlich unausführbar. Speichern und Übertragen ohne Verluste: So ist Eduards Erzählung die Utopie eines computerisierten Automatismus'. Herauszulesen ist der Wunsch nach einem Medium, das derartig umfangreiche Datenmengen direkt aufnehmen und in einem anderen Raum unverfälscht wiederherstellen kann.

Eduard scheint als Bit ein Ideal-Ich gefunden zu haben. „Der gerahmte Blick weitet sich am Anfang des 19. Jahrhunderts zum panoramatischen.“<sup>74</sup> Eduard erweitert noch einmal den medialen Raum. Mit Kenntnis des Internets würde er vielleicht formulieren, dass er in Anlehnung an Platons Ideenwelt das Reich des Binärcodes betreten habe, und der gewöhnliche User hingegen nur die zweidimensionalen Abbilder auf dem Bildschirm betrachten könne.

## VI. Zugang und Interaktivität

Vor mir [erhob] sich ein mächtiges Schloß. Es hatte weder Fenster, noch Scharren, noch Schornsteine, sondern nur ein einziges fest verschlossenes Tor, zu dem eine Zugbrücke über den Graben führte. Es war aus blankem Stahl erbaut und so hart, daß ich trotz verschiedener Anläufe, die ich nahm, doch partout nicht hineinkonnte. Die Freiheit des unverfrorenen Überalldurchkommens [stieß an ihre Grenzen]. Mit kräftigem Schwunge versucht ich dahin zu fliegen. Ein heftiger Stoß war die Folge. [...] Da lag er nun, der kleine eingebildete Reiseonkel; ein

<sup>73</sup> Durch diese Möglichkeit zweier Zustände besitzt er abermals computerähnlich formelle Fähigkeiten, denn ein Bit kann ebenso zwei verschiedene Zustände darstellen: 1 oder 0.

<sup>74</sup> Klaus Bartels; „Vom Erhabenen zur Simulation“; in: Jochen Hörisch/Michael Wetzels (Hg.), *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München, 1990, S. 17-42: 29.

Häufchen, kaum der Rede wert, und doch beleidigt über die ungefällige Hartnäckigkeit mancher Dinge, die ihm verquer kamen!<sup>75</sup> (*Eduards Traum*)

Eckhard Siepmann erläutert in seinem Essay „Kafkas Ernst beim Lesen Buschs“<sup>76</sup> Ähnlichkeiten zwischen *Eduards Traum* und Franz Kafkas *Das Schloss*. Der Protagonist dieser Geschichte, für den das Schloss ein undurchdringliches Dispositiv darstellt, sei in derselben Position wie Punkt Eduard. Sicherlich hat dieser Vergleich Grenzen, interessant ist jedoch, auf einige ähnliche Grundstrukturen aufmerksam zu machen. Kafkas Schloss steht für starre Bürokratie und Ausschluss. Hinter den Mauern wird die Grundlage für Ordnung und Funktion der Umgebung geschaffen. Die Menschen sind auf die Regelungen, die die Schlossbehörde erlässt, angewiesen, denn nur auf Basis dieser Erlasse können sie handeln. Passiviert wird ihnen der Zugang zum Schloss verwehrt. Außenstehende können nicht in das System eingreifen. Die Entwicklungsarbeit im Schloss ist Ursprung für alle grundlegenden Strukturen. Eine weitere Anregung dieser Lesart ist eine Beobachtung Eduards: Er sieht an einem Schloss in seinem Traum Störche, die Babys ausliefern. Dieser Ort erscheint als ‚Produktionsstätte‘ eines Systems, in dem die Grundversorgung hergestellt wird. Im Schloss entsteht der ‚Nachwuchs‘, ohne den ein System nicht dauerhaft funktionieren könnte. Dort wird die Basis geschaffen, dort werden neue Elemente produziert. Dem Protagonisten ist Eingriff unmöglich. Eduard erfährt zum ersten Mal Grenzen und er beneidet die wenigen, die Zugangsrecht besitzen. Wenn nun Eduards Traumwelt eine Internetutopie ist, wie lässt sich dann dieses Schlossgeschehen auf das Datenuniversum übertragen?

Das Internet ist ein System strenger Organisation und auch hier gibt es Zugriffsverweigerungen. Wenn es als ein Interaktivität ermöglichendes System gelobt wird, dann bleiben die Grenzen der Eingriffsmöglichkeiten auf Seiten der User meist unerwähnt. Denn Handlung ist nur im Rahmen der Programmierung möglich. Wenn der Avatar in einem Online-Spiel vom User gesteuert wird, so geschieht dies immer nur auf Basis der vom Betreiber angebotenen Möglichkeiten. Diese wiederum nutzen vorgegebene Programmiersprachen oder Homepagevorlagen. Wenige erzeugen die Grundstrukturen für viele Nutzer und sorgen für Fortlauf, indem sie ständig am System arbeiten, es mit neuen Komponenten weiterentwickeln. Der User kann individuell operieren, aber nie die Tiefenstrukturen des Systems ändern. Schloss und Internet, so könnte in Bezug auf die in den oben genannten Texten entworfene Schlossmetaphorik gesagt werden, werfen ihre Konsumenten immer wieder in die Rolle des Users zurück. Die Maschinerie des Datenuniversums bleibt ein codierter, verschlüsselter Apparat. Und die Botschaft eines (Zugangs-)Codes lautet: Ausschluss. Hier liest sich Eduards Traum nicht mehr als Utopie eines idealen Internets,

<sup>75</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 84 ff. [Erg. C. L. S.]

<sup>76</sup> Eckhard Siepmann, „Kafkas Ernst beim Lesen Buschs“, in: Hans Joachim Neyer/Hans Ries/ders., *Pessimist mit Schmetterling. Wilhelm Busch. Maler, Zeichner, Dichter, Denker*, Hannover, 2007b, S. 135-137: 136.

sondern offenbart eine tatsächliche Grenze, ein existentes Problem des heutigen Internets. Der Text verweist so auf „den Systemcharakter und die sich dem Subjekt entziehende Eigengesetzlichkeit des technischen Kommunikationssystems“.<sup>77</sup> Wilhelm Buschs Internetutopie entwirft ein *auf einem Traumwunsch basiertes, eigenes System* samt Stärken und Schwächen.

Punkt Eduards Allmachtsphantasie wird weiter beschränkt: „[Ich tat] einen eleganten Seitensatz durch die Bretterwand, hinter welcher, so meint ich, die vollständige Welt lag. Es war aber nur Stückwerk.“<sup>78</sup> Wie im Internet sieht der User nie das ganze komplexe Netz, sondern immer nur ein Fragment, eine Seite. In Analogie dazu bietet auch Eduards Traumraum einen nicht vorgegebenen und frei wählbaren Reiseweg an, dort stehen ihm jederzeit alle Orte offen; allerdings kann er diese Welt nur Stück für Stück betrachten. Da Plätze, die er aufsucht und Szenen, die er erlebt, später wieder aufgegriffen oder weitergezählt werden, hat die Reise mitunter auch eine Hypertextlogik.

Die Betonung von Grenzen ist ein radikaler Umschwung in Eduards Beschreibung seiner Traumwelt. Sein Wunsch scheint an den Mauern des Schlosses zu zerschellen. Nach dieser Erfahrung verlässt Eduard den vorher perfekten Raum, beleidigt durch die Erfahrung von Ausschluss.

Verweigerung von Einflüssen der User schafft Unzufriedenheit mit dem System. Dieses muss sich folglich ändern. Das Medium Internet zeigt nun mittlerweile, als *Web 2.0*, verstärkte Öffnungen und bietet Usern mehr Möglichkeiten, sich in das System einzuschreiben. Auch wenn die Interaktivität eine begrenzte ist, wird das Medium doch immer offener. Jeder Internetnutzer kann heute bei *Flickr* Bilder veröffentlichen, bei *YouTube* Videos ansehen, umarbeiten, sich einschreiben und wieder abspeichern<sup>79</sup> oder im Blog seine Meinung kundtun. Er arbeitet auf Inhaltsebene mehr und mehr mit. Und wenn das *Time Magazine* 2006 „You!“ zur „Person of the year“ wählte<sup>80</sup>, symbolisch für alle, die Netzwerke wie *Wikipedia* oder *StudiVZ* mitgestalten, ständig mit Material erweitern und ein vielfältiges, angebotsreiches World Wide Web überhaupt erst ermöglichen, dann ist dies Ausdruck einer Veränderung im Medium Internet.

<sup>77</sup> Jürgen Barkhoff, „Die Anwesenheit des Abwesenden im Netz“, in: ders./Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 69-85: 70.

<sup>78</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 24. [Erg. C. L. S.]

<sup>79</sup> Roman Marek, „Creativity Meets Circulation: Internet Videos, Amateurs and the Process of Evolution“, in: Gerhard Fischer/Florian Vassen (Hg.), *Collective Creativity. Collaborative Work in the Sciences, Literature and the Arts*, Amsterdam, New York, 2010 [im Erscheinen].

<sup>80</sup> *Time Magazine*, „Person of the Year: You!“, online unter: <http://www.time.com/time/magazine/article/0,9171,1569514,00.html>, zuletzt aufgerufen am 12.11.2009.

## VII. Ausblick

Der vorliegende Beitrag hat gezeigt, dass in *Eduards Traum* ein dem heutigen Internet ähnelndes System erdacht wird. Gemeinsamkeiten, Grenzen und Erweiterungen konnten unter verschiedenen Aspekten erläutert werden.

Wünsche und Utopien entstehen auf Basis von Gegebenem und verweisen gleichzeitig in eine gewünschte Zukunft. Gleiches lässt sich meiner Auffassung nach über die Medienentwicklung sagen. Neue Medien tragen zum einen Spuren vorheriger Medien in sich, zum anderen sind Wünsche aus der Zeit ihrer Entstehung in sie eingeschrieben. *Eduards Traum* ermöglicht, dieses am Beispiel des Internets vorzuführen: Wilhelm Busch entwirft, absolut ungewöhnlich für einen Künstler, der bis dahin mit Bildergeschichten berühmt wurde, eine Welt, ohne sie zu illustrieren. Die Entscheidung für Text und gegen Bilder ist vor dem Zeithintergrund der ‚Sprachkrise‘ Ende des 19. Jahrhunderts besonders auffällig. Sprache wird nun als eine starre Ordnungsstruktur erfasst, die Denken und Gesellschaft organisiert. Sie wird als ein System von Zwang empfunden, Bilder hingegen erfahren eine Aufwertung. Sprache und ihre materielle Niederlegung Schrift erscheinen als Netz aus Mängeln und Grenzen. „Sprache ist nicht mehr Ausdruck und Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten, sondern gerade das Instrument geworden, sie zu verhindern, zu zerstören.“<sup>81</sup> Exakt zu dieser Zeit also verabschiedet sich Wilhelm Busch gegen den Trend von seinen gezeichneten Bildtheatern und verfasst *Eduards Traum* ausschließlich auf Schrifttextbasis. Und eben auf dieser Grundlage entwirft er die Utopie eines Mediums, das *grenzenlos* erscheint und gleichzeitig *textbasiert* ist. Zwei Attribute, die Sprache nach zeitgenössischer Meinung nicht vereinen könne. Das Internet mit seinen Programmiersprachen, wie HTML oder Java, ist ein Textmedium, in dem auch Bilder als Schrifttext codiert vorliegen. *Eduards Traum* zeigt somit Entfaltungsmöglichkeiten der Sprache und erweitert das als einschränkend kritisierte Medium, um so dessen Mängel zu kompensieren. Räume werden auf schriftlicher und sprachlicher Basis (durch eine Internetutopie) wieder geöffnet. Dies ermöglicht auch eine Rückbindung des Internets an das Medium Sprache. Eduards ‚Internetutopie‘ stellt einen Raum vor, in dem Informationen sich über Sprache verbreiten und der gleichzeitig auf Textbasis (Buch) gespeichert ist. Seine Technikphantasie ist auf dieser Basis mit Wünschen aufgestockt, erweitert. So erscheint das Datenuniversum nicht mehr als vollständig neues Medium, sondern legt sich auf das Netz der Sprache und ist in vielen strukturellen Aspekten auch mit ihr vergleichbar. Das Internet ist nicht unabhängiger Herr im eigenen Kosmoshaus, sondern an traditionelle Medien, wie Sprache, Schrift und Zahlen gebunden.

---

<sup>81</sup> Gert Ueding, *Wilhelm Busch. Das 19. Jahrhundert en miniature*, Frankfurt/M., 1977, S. 243.

„Die kompliziertesten Maschinen sind nur mit Worten [...] gemacht“<sup>82</sup>, sagt Jacques Lacan. Das textbasierte Medium Internet, liegt hier als literarische, schriftliche, mit Worten präfigurierte Utopie vor.

Ein Beispiel der beigemengten Wünsche wäre das Streben nach Offenheit, Zugang, grenzenloser Entfaltungsfreiheit und Raum, sich auszuprobieren:

Das Verlangen, das in der Epoche virtueller Realitäten virulenter denn je wurde, richtet sich darauf, zwischen mehreren Welten von jedem beliebigen Ort aus und zu jeder Zeit zappen und auch in beliebige Körper schlüpfen zu können, das ehernen Band also zwischen körperlicher und personaler Identität aufbrechen, das Gefängnis des Körpers zumindest zeitweise verlassen zu können.<sup>83</sup>

Der Traum davon existiert offenbar schon vor der ‚virtuellen Epoche‘. Buschs Erzählung legt dies nahe und es ist interessant, wie die beschriebenen Wünsche und medialen Ideen hier Ausdruck finden. Die Internetutopie stellt Begehren aber nur als *einen* möglichen Antrieb zur Technikproduktion vor.

Zur Fragestellung der Medienwissenschaft, wie mediale Techniken eigentlich entstehen, bietet Eduards Traum Anhaltspunkte für zwei unterschiedliche Ideenrichtungen. Die eine, mit Platon, Leroi-Gourhan und Kittler gelesen, schlägt eher eine Zwangsläufigkeit der Evolution vor. Die andere, unter Heranziehung von Wunschtheorien, rückt individuelles oder gesellschaftliches Verlangen in den Vordergrund. Beide Ansätze, die kurz vorgestellt werden, sind spekulativ. André Leroi-Gourhan erläutert die prähistorische Entwicklung von Technik:

Wenn man die Realität der Welt des Denkens gegenüber der materiellen Welt anerkennt, ja selbst wenn man behauptet, letztere existiere nur als Wirkung der ersteren, so schmälert man dadurch nicht das Gewicht der Tatsache, daß das Denken sich in organisierte Materie umsetzt und daß diese Organisation, in wechselnden Modalitäten, sämtliche Zustände des menschlichen Lebens prägt.<sup>84</sup>

Aus *Eduards Traum* ist ähnlich ablesbar, wie Gedanken aus der Welt der Ideen in die materielle Welt kommen, sich zur literarischen Utopie formen, später materialisiert werden und als Technik heute wechselseitig Praxen ausprägen. Friedrich Kittler schreibt:

Die Evolution Universaler [...] Maschinen [könnte] auch mit dem Satz anfangen, von dem niemand weiß, ob er frohe Botschaft oder Blasphemie ist: ‚Und das Bit ward Fleisch und wohnte unter uns.‘ [Die Zahl], der seit Platon die Aufgabe zukam, die vollkommenen Figuren vom Dreieck bis zur Seinskugel, weil sie von einer auf Erden uneinholbaren Exaktheit sind, wenigstens zu bezeichnen, diese Zahl stürzte im laufenden Jahrhundert selbst auf Erden und unter die Figu-

<sup>82</sup> Abgedruckt bei Hanjo Berressem, „Unterwegs im Docuversum. Zur Topologie des Hypertext“, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996, S. 108-129: 108.

<sup>83</sup> Rötzer (1998), *Vom zweiten und dritten Körper*, S. 152.

<sup>84</sup> André Leroi-Gourhan, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt/M., 1988, S. 190. [Frz. OA 1964.]

ren ab. [...] Die Zahl hat also Chip werden können, weil sie aus ihrer alten Heimat im Überirdischen und Unendlichen herabgestürzt ist.<sup>85</sup>

Mit der Analyse von *Eduards Traum* ließe sich nun sagen, dass bereits im 19. Jahrhundert nicht nur die Zahl, sondern das ganze Netzsystem des Internets bereits als Utopie auf die Erde fiel. In der Erzählung stürzt das Bit, alias Punkt Eduard, am Ende des Traums in seinen „offenen Rachen“<sup>86</sup>, also in seinen fleischlichen Körper herab, der die Ideen dann weitergibt.

Eduards Traumraum ist ein Reich medialer Utopien und unterscheidet sich in einigen Aspekten von Platons Ideenwelt. Gemeinsam ist ihnen aber, Dinge, Konzepte oder Idealzustände vorzustellen, die auf Realisierung abzielen. Nach Platon überdauern Ideen ewig und drängen danach, sich zu verwirklichen. Diese Beschreibung erinnert wieder an das Freudsche Unbewusste, das auch nach Ausbruch strebt. Eine Utopie ist immer Ausdruck von Wünschen, Kompensation von Mängeln und strebt nach Realisierung. Zur Entstehung von Technik ist demnach ein gedankliches Verlassen der Höhle nötig. Konzepte oder Impulse werden direkt aus einer Ideenwelt geholt und in der Höhle, unserer Realität, verwirklicht. Eduard verlässt, von Wunsch und Phantasie geleitet, im Traum die Höhle und entwirft nach der Rückkehr so die Vorstellung eines neuen Mediums. Dieses bleibt vorerst Utopie, weil es technisch noch nicht realisierbar ist. Wenn die Idee vom Internet in der Welt der Ideen existent wäre, warte sie auf ihre Abbildung in unserer materiellen Welt. Auf die Erde kommt sie *Eduards Traum* zufolge jedoch erst, wenn sie ‚aktiv‘ gewünscht wird. Eduards Unbewusstes stellt im Traumgeschehen ein Begehren dar. Busch erklärt zudem ein Reiseverlangen mit dem Ziel, Mängel, die Zeit und Ort des Aufenthalts darstellen, zu überwinden. Mehrfach konnte die Internetutopie in diesem Sinne als Sehnsuchtsbefriedigung vorgestellt werden.

Der Impuls zur Umsetzung basiert auf einer Notwendigkeit, einem Mangel und daraus resultierendem Begehren oder einem utopischen Ideal. *Eduards Traum* ist eine positive Utopie, die Vorstellung eines (fast) perfekten Zustandes, die Idee eines Mediums, das Subjektwünsche erfüllt. Mit Walter Benjamin lässt sich dieser Traum von einer virtuellen Welt auch exemplarisch für ein Massenphänomen lesen: „Technik [...] ist in gewissen Stadien Zeugnis eines Kollektivtraums“<sup>87</sup> und ist gleichsam auch als produktive Kraft zu verstehen: „Das Träumen hat an der Geschichte teil.“<sup>88</sup>

<sup>85</sup> Friedrich Kittler, „Wenn das Bit Fleisch wird“, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996, S. 150-162: 153 f. [Erg. C. L. S.]

<sup>86</sup> Busch (2007), *Eduards Traum*, S. 89.

<sup>87</sup> Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften Band V.1*, Frankfurt/M., 1982, S. 213.

<sup>88</sup> Walter Benjamin, *Aufsätze, Essays, Vorträge. Gesammelte Schriften Band II.2*, Frankfurt/M., 1977, S. 620.

„Netze fangen Wünsche ein.“<sup>89</sup> Busch vermittelt diese These Jürgen Barkhoffs in seinen einzigen beiden ungebildeten Erzählungen. In *Der Schmetterling*<sup>90</sup> ist der größte Wunsch eines Schneiderlehrlings, einen Schmetterling mit einem Netz zu fangen. Dafür begibt er sich auf eine lange, gefährliche Reise. Dort dient noch ein dreidimensionales Netz zum Wunschfang, in *Eduards Traum* ist es ein immaterielles Netzwerk, welches als ein Strukturvorschlag oder eine Ideenskizze für die Evolution unseres Internets erscheint. Die Analyse lässt die These zu, dass sich Wünsche in Medien einschreiben und deren Entwicklung beeinflussen können. So verlief unter der bekannten Technikgeschichte noch eine unterirdische Linie: eine Entwicklungskraft, ein sich jeweils einlagerndes Kollektivbedürfnis. Und es ginge nicht nur um die materielle Erstellung einer (Medien-)Technik, sondern auch um sedimentierte Wünsche, die mit am Werk waren und als Antrieb fungieren. „Denn ein Schiff erschaffen heißt nicht die Segel hissen, die Nägel schmieden, die Sterne lesen, sondern die Freude am Meer wachrufen.“<sup>91</sup>

## Literatur

- Barkhoff, Jürgen/Böhme, Hartmut/Riou, Jeanne (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004.
- Ders., „Die Anwesenheit des Abwesenden im Netz“, in: ders./Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 69-85.
- Bartels, Klaus, „Vom Erhabenen zur Simulation“, in: Jochen Hörisch/Michael Wetzel (Hg.), *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München, 1990, S. 17-42.
- Benjamin, Walter, *Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften Band V.1*, Frankfurt/M., 1982.
- Ders., *Aufsätze, Essays, Vorträge. Gesammelte Schriften Band II.2*, Frankfurt/M., 1977.
- Berressem, Hanjo, „Unterwegs im Docuversum. Zur Topologie des Hypertext“, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996, S. 108-129.
- Böhme, Hartmut, „Enträumlichung und Entkörperlichung im Cyberspace und ihre historischen Vorläufer“, online unter: <http://www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/entraeuml.html>, zuletzt aufgerufen am 28.11.2009.
- Bohne, Friedrich (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004.

<sup>89</sup> Barkhoff (2004), Die Anwesenheit des Abwesenden im Netz, S. 69.

<sup>90</sup> Wilhelm Busch, „Der Schmetterling“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 213-263.

<sup>91</sup> Antoine de Saint-Exupéry, *Citadelle*, online unter: <http://wikilivres.info/wiki/Citadelle>, zuletzt aufgerufen am 20.03.2010. [Frz. OA 1948.] „Créer le navire ce n'est point tisser les toiles, forger les clous, lire les astres, mais bien donner le goût de la mer.“



- Bolz, Norbert/Kittler, Friedrich A./Tholen, Christoph (Hg.), *Computer als Medium*, München, 1994.
- Busch, Wilhelm, „Bilder zur Jobsiade“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 295-346.
- Ders., „Brief 322. An Maria Anderson“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 158.
- Ders., „Brief 1027. An Nanda Keßler“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 55.
- Ders., „Brief 1267. An Grete Meyer“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 163.
- Ders., „Brief 1515. An Grete Meyer“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 241.
- Ders., „Der Schmetterling“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 213-263.
- Ders., „Zu guter Letzt“, in: Friedrich Bohne (Hg.), *Wilhelm Busch. Gesammelte Werke*, Berlin, 2004, S. 265-331.
- Ders., *Eduards Traum*, Zürich, 2007. [1891]
- Carr, Gilbert, „Ein ‚Heiratsbureau der Gedanken‘“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 197-213.
- Comolli, Jean-Louis, „Maschinen des Sichtbaren“, in: Robert F. Riesinger (Hg.), *Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte*, Münster, 2003, S. 63-81.
- Coy, Wolfgang, „Aus der Vorgeschichte des Mediums Computer“, in: Norbert Bolz/Friedrich A. Kittler/Christoph Tholen (Hg.), *Computer als Medium*, München, 1994. S. 19-37.
- Fischer, Gerhard/Vassen, Florian (Hg.), *Collective Creativity. Collaborative Work in the Sciences, Literature and the Arts*, Amsterdam, New York, 2010.
- Flusser, Vilém, *Ins Universum der technischen Bilder*, Göttingen, 1990. [1985]
- Freud, Sigmund, *Die Traumdeutung*, Frankfurt/M., 2005. [1900]
- Ders., „Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse“, in: ders., *Gesammelte Werke. Bd. XII*, Frankfurt/M., 1966. [1917]
- Ders., *Triebe und Triebchicksale*, Frankfurt/M., 1975. [1915]
- Gosch, Josias Ludwig, *Fragmente über den Ideenumlauf*, hg. v. Georg Stanitzek und Hartmut Winkler, Berlin, 2006. [Dän. OA 1789.]
- Haase, Frank, „Stern und Netz. Anmerkungen zur Geschichte der Telegraphie im 19. Jahrhundert“, in: Jochen Hörisch/Michael Wetzler (Hg.), *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München, 1990, S. 43-62.
- Ders., „Die Beschleunigung des Nachrichtenflusses. Telegrafie, Funk, Fernsehen“, in: Georg Christoph Tholen/Martin Scholl/Martin Heller (Hg.), *Zeitreise. Bilder, Maschinen, Strategien, Rätsel*, Zürich, 1993, S. 161-169.
- Hörisch, Jochen/Wetzler, Michael (Hg.), *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München, 1990.
- Kittler, Friedrich A., „Wenn das Bit Fleisch wird“, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996, S. 150-162.
- Klepper, Martin/Mayer, Ruth/Schneck, Ernst-Peter, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996.
- Krämer, Sybille (Hg.), *Medien – Computer – Realität*, Frankfurt/M., 1998.

- Lacan, Jacques, „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“, in: ders., *Schriften. Band 1*, Olten, 1973. [Frz. OA 1949.]
- Leroi-Gourhan, André, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt/M., 1988. [Frz. OA 1964.]
- Lotze, Barbara/Lotze, Dieter P., „Durchweg lebendig. Wilhelm Busch und die Physik“, in: *Wilhelm Busch Jahrbuch 1985*, Hannover, 1986, S. 7-17.
- Maier, Gunther/Wildberger, Andreas, *In 8 Sekunden um die Welt. Kommunikation über das Internet*, Bonn, New York, Paris, 1994.
- Marek, Roman, „Creativity Meets Circulation: Internet Videos, Amateurs and the Process of Evolution“, in: Gerhard Fischer/Florian Vassen (Hg.), *Collective Creativity. Collaborative Work in the Sciences, Literature and the Arts*, Amsterdam, New York, 2010 [im Erscheinen].
- Matussek, Peter, „Without Addresses. Anti-Topologie als Motiv der Netzkunst“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 319-333.
- Müller, Klaus Peter, „Moderne“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, Stuttgart, 2001, S. 448-450.
- Münker, Stefan, „Ich als Netzeffekt. Zur Konstitution von Identität als Prozess virtueller Selbsterschließung“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 335-349.
- Nestvold, Ruth, „Das Ende des Buches. Hypertext und seine Auswirkungen auf die Literatur“, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck, *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin, New York, 1996, S. 14-30.
- Neyer, Hans Joachim/Ries, Hans/Siepmann, Eckhard, *Pessimist mit Schmetterling. Wilhelm Busch. Maler, Zeichner, Dichter, Denker*, Hannover, 2007.
- Platon, *Der Staat. (Politeia)*, hg. v. Karl Vretska, Stuttgart, 2006. [Gr. OA um 370 v. Chr.]
- Ridley, Hugh, „Liliencron und Bellow. Der literarische Zugang zum Netz um 1900 und 2000“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 239-250.
- Rifkin, Jeremy, *Access. Das Verschwinden des Eigentums*, Frankfurt/M., 2002. [Amer. OA 2000.]
- Riesinger, Robert F. (Hg.), *Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte*, Münster, 2003.
- Rötzer, Florian, „Vom zweiten und dritten Körper, oder: Wie wäre es, eine Fledermaus zu sein oder einen Fernling zu bewohnen?“, in: Sybille Krämer (Hg.), *Medien – Computer – Realität*, Frankfurt/M., 1998, S. 152-168.
- Saint-Exupéry, Antoine de, *Citadelle*, online unter: <http://wikilivres.info/wiki/Citadelle>, zuletzt aufgerufen am 20.03.2010. [Frz. OA 1948.]
- Schmandt-Besserat, Denise, *Before Writing. Vol. 1: From Counting to Cuneiform*, Austin, TX, 1992.
- Schwendter, Rolf, „Utopie. Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff“, online unter: <http://www.nadir.org/nadir/archiv/PolitischeStroemungen/utopie/>, zuletzt aufgerufen am 26.11.2009.
- Siepmann, Eckhard, „Busch und sein Held Eduard an den Grenzen der mechanistischen Welt“, in: Hans Joachim Neyer/Hans Ries/ders., *Pessimist mit Schmetterling. Wilhelm Busch. Maler, Zeichner, Dichter, Denker*, Hannover, 2007a, S. 128-135.
- Ders., „Kafkas Ernst beim Lesen Buschs“, in: Hans Joachim Neyer/Hans Ries/ders., *Pessimist mit Schmetterling. Wilhelm Busch. Maler, Zeichner, Dichter, Denker*, Hannover, 2007b, S. 135-137.

- Smedt, Erik de, „Ideologiekritik in Wilhelm Buschs ‚Eduards Traum‘“, online unter: <http://users.skynet.be/lit/busch.htm>, zuletzt aufgerufen am 28.11.2009.
- Spren, Dierk, *Cyborgs und andere Techno-Körper. Ein Essay im Grenzbereich von Bios und Techne*, Passau, 2000. [1998]
- Tholen, Georg Christoph/Scholl, Martin/Heller, Martin (Hg.), *Zeitreise. Bilder, Maschinen, Strategien, Rätsel*, Zürich, 1993.
- Time Magazine*, „Person of the Year: You!“, online unter: <http://www.time.com/time/magazine/article/0,9171,1569514,00.html>, zuletzt aufgerufen am 12.11.2009.
- Winkler, Hartmut, *Docuverse*, Frankfurt/M., 1997.
- Ders., *Diskursökonomie*, Frankfurt/M., 2004.
- Ders., „Tauschen, Austausch, Kommunizieren. Netzbildung in Ökonomie und Medien“, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, S. 309-318.

## Internetquelle

<http://woerterbuch.babylon.com/Utopie>